5 — Illustriertes Sonntagsblatt — 1902

Zur Unterhaltung am häuslichen Herd

Gratis-Beilage zur Thorner Zeitung.

Verlag von Ernst Lambeck in Thorn.

Das japanische Schränkchen.

Von M. Carruthers. Deutsch bearbeitet von Fr. B. Resch.

(Fortsetzung.)

Feldau hatte erwartet, eine hübsche Frau zu sehen, aber nicht eine Idealgestalt, wie sie jetzt vor ihm stand. So viel Reiz und Anmut verwirrte ihn förmlich, und es dauerte eine Weile, bis er sich von seiner Ueberraschung erholen konnte.

„Eintreten, Monsieur,“ sagte sie mit einer unnachahmlichen graziösen Bewegung des Kopfes. Nachdem Feldau sich endlich gefaßt hatte und der Einladung gefolgt war, schloß sie sorgfältig das Thor. Dann streckte sie die lilienweiße Kinderhand, deren Finger mit kostbaren Ringen geschmückt waren, aus und rief ungeduldig: „Brief geben!“

Sie mußte ihn also mißverstanden haben und glauben, daß Feldau der Ueberbringer eines Briefes sei. Er bemühte sich, ihr den Irrtum aufzuklären und sie zu verständigen, daß Koskavitsch ihm geraten, sie zu dieser Stunde zu besuchen, um mit ihr wegen des japanischen Kästchens zu sprechen. Sie hörte ihm anscheinend sehr aufmerksam zu, aber aus ihrem verständnislosen Gesichtsausdruck schloß er, daß sie kein Wort von all dem, was er gesprochen, verstanden. Als er das japanische Kästchen erwähnte, erhellten sich ihre Züge und sie radebrechte: „O ja, hineingehen.“ Dabei machte sie eine einladende Bewegung, ihr ins Haus zu folgen.

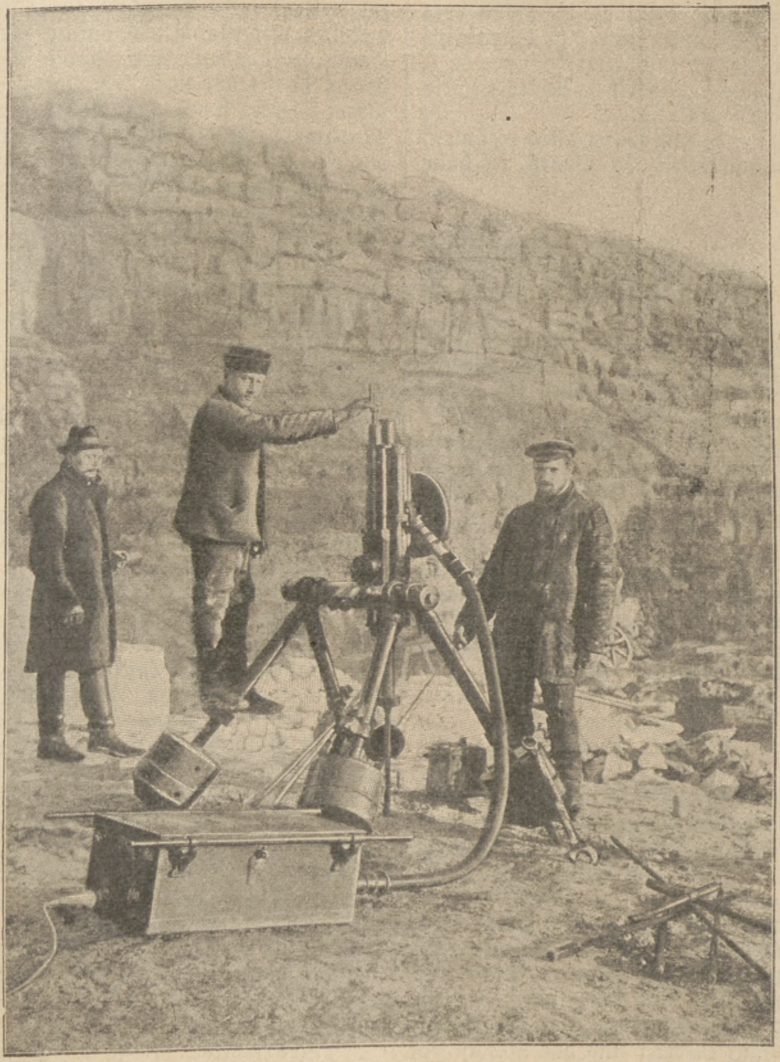
„Sprechen Madame vielleicht englisch?“ fragte Feldau, der fürchtete, mit der französischen Sprache kein Resultat zu erzielen.

Sie schüttelte den Kopf.

„Vielleicht deutsch?“

„O ja, bißchen, besser wie français. Sind Sie deutsch? Ja? Bitte, gehen wir Salon. Garten zu voll Sonne. Ich nicht lieben heiß.“ Damit lenkte sie ihre Schritte dem Hause zu. Der Haupteingang befand sich rechts. Um ihn zu erreichen, mußte man einen kiesbestreuten, sehr gut gehaltenen Pfad gehen, der sich an einer englischen Rasenfläche vorbeischlängelte, in deren Mitte ein hübscher Springbrunnen spielte. In dem nicht großen, aber schönen Garten standen prächtige Orangen-, Lorbeer- und Oleanderbäume in grünen Kübeln umher, auch Rosenstöcke gab es in Menge. Der oben erwähnte Kiesweg führte am Haupteingang vorbei in einen größeren Hintergarten, den Feldau jedoch nicht sah. Gegenüber dem Haupteingang auf der entgegengesetzten Seite des Weges erhob sich ein riesig hohes Gitterwerk, das Madame Silberkoffs „Pavillon“ von dem Nachbarhause trennte. Dieses luftige Gitterwerk erstreckte sich über die ganze Länge des Besitztums und schloß sich vorn und hinten an die hohe Mauer an, die das Haus von der Straße trennte. Zwischen der hinteren Mauer und dem rechten Nachbarhaus lief ein schmales Sackgäßchen, das von den Dienstboten, den Geschäftsleuten u. s. w. benutzt wurde, um zur Hinterthür zu gelangen, die in die oben erwähnte Mauer eingefügt war. Das rechte Nachbarhaus stand seit langer Zeit unbewohnt. Vorn, gegenüber dem Pavillon, befand sich die Befestigung, welche den Boulevard vom Bois de Boulogne trennte.

Madame Silberkoff stieg einige breite Steinstufen empor und führte ihren Gast durch das kühle, geräumige Wohnzimmer in einen elegant eingerichteten Salon. Der erste Gegenstand, der Feldau ins Auge fiel, war das so vielgesuchte Elfenbeinschränkchen, welches unter anderen Nippes auf einer Etagere in der Nähe der Thür stand.



Elektrischer Gesteinbohrer, gerichtet. Photographische Aufnahme. (Mit Text.)

Die reizende Hausfrau nahm auf einem niedrigen Fauteuil Platz und bedeutete Feldau mit einer Handbewegung, dasselbe zu thun.

„Jetzt — bitte, Brief!“ leitete sie das Gespräch ein.

„Zum Teufel! Sie scheint noch immer zu glauben, daß ich einen Brief für sie habe. Wie soll ich mich nur verständlich machen?“ fragte sich Feldau. „Warum hat mir denn der dumme Doktor nicht gesagt, daß sie nur russisch spricht, ich hätte mir einen Dolmetscher mitgebracht!“

In seiner Verzweiflung nahm Feldau den Brief des Russen aus der Tasche und reichte ihr denselben. Sie las zuerst aufmerksam die Adresse auf dem Couvert und fragte: „Das Sie sein?“

„Ja, Madame.“

Dann studierte Madame Silberkoff den Inhalt von Anfang bis zu Ende, und als sie das Wort „Elfenbeinschränkchen“, ihren eigenen Namen und Adresse las, nickte sie befriedigt.

„Le cabinet — il est là,“ verfiel sie wieder ins Französische und deutete auf die Etagere.

„Also Madame sind so liebenswürdig, es mir abzutreten?“ rief Feldau freudig.

Aber Madame schien vom Abtreten nichts zu wissen. Sie sagte einfach: „Dort ist er. Er kostet fünfhundert Francs.“

Feldau zählte ihr fünf Hundertfrancsnoten auf den Tisch und bemächtigte sich seines Eigentums. Madame Silberkoff brachte

ihm ein großes Zeitungsblatt zum Einpacken desselben, und als sie bemerkte, wie ungeschickt er dabei zu Werke ging, bot sie ihm ihre Hilfe an, die er dankend annahm, denn der Schmerz im rechten Handgelenk war fast unerträglich geworden. Er erzählte ihr von seinem Unfall, und sie drückte den Wunsch aus, daß keine weiteren schlimmen Folgen eintreten mögen. Dann reichte sie ihm das fertige Paket, und er verabschiedete sich.

„Bon jour, monsieur; bon voyage!“ lautete ihre erstaunliche Antwort auf seinen Dank. Mit reizender Vertraulichkeit reichte sie ihm die Hand zum Kuß.

Bevor er um das Haus bog, drehte sich Feldau noch einmal um; sie stand noch immer im Hausthor und sah wie ein schönes Bild im Rahmen aus. Die Sonne verfing sich in ihrem goldig glänzenden Haar, verklärte ihr unbeschreiblich schönes Gesicht, spielte auf dem silbergrauen, knapp anliegenden Kleide und in dem frischen Rosenstrauch in ihrem Gürtel.

„Merkwürdig!“ murmelte Gundaccar, während er den Weg nach der Porte Maillot einschlug, „ich habe keinen Dienstboten gesehen, kein Geräusch vernommen, das auf einen Mitbewohner schließen lassen könnte, sie hat auf mein Klingeln eigenhändig das Thor geöffnet, und doch kann ich mir nicht vorstellen, daß die schöne Frau allein in dem Pavillon haust. Sie wird ihren Dienern nur einen freien Tag gegeben haben. Ich möchte gern wissen, welches Band sie mit dem unsympathischen Doktor verbindet.“

7. Eine niederschmetternde Entdeckung.

Die Freude der Familie war sehr groß, als sie Gundaccar mit dem Paket heimkommen sah, aber die Augen der Liebe sind scharf — Lisa entdeckte sofort den schmerzlichen Ausdruck in den Zügen ihres Mannes.

„Was ist geschehen, mein Herz? Bist Du nicht wohl?“ fragte sie besorgt.

„Ich habe mir beim Abspringen vom Omnibus die Hand verletzt, ich glaube sogar verrenkt. Laß uns rasch das Elfenbeinkästchen untersuchen, dann gehe ich sofort zum Arzt.“

„Hattest Du große Mühe, Madame Silberkoff zu bewegen, Dir das Schränkchen abzutreten?“ fragte Isabella.

„Nicht die geringste. Aber ich werde euch später alles erzählen, jetzt wollen wir zunächst nach dem Lose sehen ... O weh, ich habe Schmerzen in der Hand!“

„Armes Männchen!“

Nelly öffnete mittlerweile das Paket, und mittels des kleinen an der Goldkette hängenden Schlüsselchens auch das Schränkchen.

„Ach, Vater! Wie, wenn es doch nicht da wäre?“ stammelte sie erbleichend.

„Ach was, sei nicht feige, Kind! Es muß in dem geheimen Fach sein. Wenn es jemand herausgenommen hätte, wäre der Haupttreffer schon eingelöst worden; daß dies nicht der Fall ist, haben wir ja in der heutigen Zeitung gelesen. Also nur mutig dran!“

Die Kleine seufzte schwer, drückte auf eine Stelle am rechten Fuß des japanischen Kunstwerks und siehe da — ein bis dahin unsichtbares Fach sprang auf. Ein Schrei des Entsetzens und der Enttäuschung entrang sich den Kehlen aller Anwesenden.

Das Fach war leer.

Gundaccar starrte mit einem Ausdruck darauf, als ob er nicht fassen könnte, was er da sah, oder vielmehr nicht sah. Er untersuchte alle Fächer des Schränkchens noch einmal, dann sank er stöhnend aufs Sofa, vergrub sein Gesicht in die Hände — im Moment dieses großen Seelenschmerzes vergaß er den physischen — und weinte still aber bitterlich. Seine Frau schlich zu ihm, streichelte ihm beruhigend das Haar und bat ihn, sich zu fassen.

„O Lisa, das ist ein furchtbarer Schlag!“ jammerte er. „Es ist mehr, als ich ertragen kann.“

Lisa versteckte das verhängnisvolle Elfenbeinschränkchen in ihrem Wäschespind, damit der Anblick desselben den Gatten nicht immer von neuem aufrege. Dieser wurde durch den unerträglichen Schmerz, welchen seine Rechte ihm verursachte, aus dem trüben Vorsichhinbrüten gerissen. Er mußte sich aufraffen, um zu einem Arzt zu gehen, der die verrenkte Hand wieder einrichtete und einen Verband anlegte. Feldau begab sich sofort nach seiner Heimkehr zu Bett, um bequemer Eisumschläge machen zu können. Die ganze Familie verbrachte einen traurigen Tag. Die Frage wurde immer von neuem erörtert. „Wo mag das verlorene Los hingeraten sein? Hat jemand das geheime Fach entdeckt und das Los an sich genommen? Und wenn ja, weshalb löste er es nicht ein?“ Ein Umstand, der viel von sich reden machte und täglich in allen Zeitungen besprochen wurde.

Auch am folgenden Morgen erschien Feldau nicht beim Frühstück. Infolge der heftigen Schmerzen im Handgelenk und der furchtbaren seelischen Aufregung hatte er die ganze Nacht kein Auge geschlossen und fühlte sich sehr schwach. Isabella brachte ihm mit dem Thee das gewohnte Morgenblatt ans Bett und ließ dann auf seine Bitten die ins Wohnzimmer führende Thür halb offen. Plötzlich wurden die um den Kaffeetisch Versammelten durch einen lauten Schrei Feldaus erschreckt. Alle stürzten sofort ins anstoßende Schlafzimmer.

Der Patient lag mit geschlossenen Augen, blaß wie der Tod, in seinen Kissen. Das Zeitungsblatt war zu Boden gefallen.

„Das ist furchtbar! Das ist furchtbar!“ stöhnte er.

„Was ist furchtbar?“ fragte Lisa.

„Sie ist tot — ermordet!“ lautete die heisere Antwort.

„Wer?“ fragten die drei Damen wie aus einem Munde.

„Madame Silberkoff! So schön, so jung, und so entsetzlich enden zu müssen.“

„Herr des Himmels!“ rief Lisa, und ihre sanften blauen Augen füllten sich mit Thränen. „Du hast sie doch gestern nachmittag gesehen und gesprochen — nicht?“

„Und gestern nachmittag wurde sie ermordet!“

„Das ist wirklich furchtbar!“ gab Isabella schaudernd zu.

„Ich habe nur die ersten Zeilen des Berichts gelesen; sie haben mich so erschüttert, daß ich nicht fortfahren konnte. Ich bitte eine von euch, ihn zu Ende vorzulesen.“

Feldau sagte wohl: „Eine von euch“, aber er blickte dabei auf Nelly, der stets alle angenehmen und schmerzlichen Missionen zufielen. Sie hob denn auch das Blatt auf und las mit leicht erregter Stimme:

„Madame Silberkoff, die außergewöhnlich schöne, junge Bewohnerin des Hauses Boulevard Lannes 67, wurde gestern nachmittag auf rätselhafte Weise ermordet. Laut Aussagen der beiden weiblichen Bediensteten soll sie die Absicht gehabt haben, mit ihrem vierjährigen Sohn die Nachmittagsvorstellung im Hippodrom zu besuchen. Nach dem Dejeuner jedoch klagte sie über unerträgliche Migräne und erklärte, daß sie nicht ausgehen könne. Um dem Kleinen jedoch nicht die Freude zu verderben und die bereits bezahlte Loge nicht verfallen zu lassen, schickte sie die beiden Dienstmädchen mit dem Kinde dahin. Die Köchin hatte sich erboten, zu Hause zu bleiben, aber davon wollte Madame Silberkoff nichts hören, da sie der noch sehr jungen Bonne, die erst seit kurzem in ihrem Dienste stand, den Kleinen nicht allein anvertrauen mochte. Madame hatte die Weggehenden bis zum Hausthor begleitet und dasselbe hinter ihnen sorgfältig verschlossen. Als die Mädchen jedoch am Abend aus der Vorstellung heimkamen, fanden sie es zu ihrem Erstaunen geöffnet, ebenso die Vorzimmer und die Salonthür. Sie traten besorgt in letztern ein und sahen ihre Herrin auf dem Boden liegen, neben und auf ihr allerlei Nippessachen von der umgestürzten Etagere.

Im ersten Augenblick dachten die erschreckten Mädchen, Madame sei in Ohnmacht gefallen und habe, sich an die Etagere klammernd, diese im Falle mitgerissen. Als sie aber versuchten, Madame aufzuheben, gewahrten sie zu ihrem Entsetzen, daß sie bereits kalt und tot sei. Die Köchin eilte sofort zur Polizei, während die Bonne mit dem Kinde, die sich fürchteten, mit der Toten allein zu bleiben, ihre Rückkehr im Garten erwarteten.

Es dauerte gar nicht lange, bis der Polizeikommissär mit seinem Sekretär erschien, um den Thatbestand aufzunehmen. Seine Untersuchung ergab anfangs nichts, was auf einen Mord, oder gar auf einen Raubmord hätte schließen lassen können. Kein Tropfen Blutes war vergossen worden. Von dem kostbaren Schmuck, den die Verstorbene trug, fehlte nichts. Auf dem Salontisch lag eine zierliche Geldtasche mit ungefähr zweitausend Francs in Gold und Papier. Alle Schränke, Spinde und Kommoden im Hause fand man unversehrt. Doch plötzlich bemerkte die Köchin, daß im Salon Umschau gehalten, daß ein zierliches Elfenbeinschränkchen, welches Madame Silberkoff erst vor wenigen Tagen heimgebracht hatte, von der Etagere fehle.“

Hier stockte Nelly, ihre Kehle war wie zugeschnürt.

„Herr des Himmels!“ schrie Feldau auf und starrte die zitternde Gruppe verzweifelt an. „Man wird mich des Verbrechens anklagen! O Lisa, das kann nicht wahr sein! Es ist nur ein Traum. Um der Barmherzigkeit willen, sag', daß es nur ein böser Traum ist, sonst werde ich verrückt!“

„Aber Gundaccar, beruhige Dich doch! Wie kannst Du nur denken, daß man Dich des Mordes anklagen wird? Quäle Dich und uns nicht mit solch furchtbaren Gedanken!“ suchte Lisa, die sich selbst kaum mehr aufrecht zu erhalten vermochte, ihn zu beruhigen.

„Lies weiter, Nelly, ich bin auf das Schlimmste gefaßt. Vielleicht ist mir die Polizei schon auf der Spur,“ sagte er, verstört um sich blickend.

Mit Aufbietung all ihrer Selbstbeherrschung las das Mädchen weiter:

„Eine abermalige aufmerksame Prüfung der Leiche ergab, daß die schöne Frau erdrosselt worden war. Auf ihrem weißen Halse fanden sich mehrere blutunterlaufene Flecken. Die beiden Dienstmädchen sagten aus, daß sie sehr zurückgezogen gelebt und nur

einen einzigen Besucher empfangen habe — einen stattlichen, blassen, ältlichen Herrn mit schwarzem Haar und Bart. Er kam sehr selten, manchmal wochenlang nicht, und blieb nie lange. Wenn Madame von ihm sprach, sagte sie stets „mon oncle“. Auch sprach sie mit ihm nur russisch.

„Mehr konnte der Polizeikommissar nicht erforschen. Morgen wird der Untersuchungsrichter die beiden Zeugen vernehmen, und wir werden hoffentlich in der Lage sein, unsern Lesern Weiteres über den geheimnisvollen Mord mitzuteilen. Für heute nur noch das eine: der mittlerweile am Thatort eingetroffene Gerichtsarzt machte eine merkwürdige Entdeckung, welche wahrscheinlich auf die Spur des verruchten Mörders führen dürfte. Er konstatierte nämlich, daß das Verbrechen — —“

Wieder stockte Nelly.

„Weiter, weiter!“ drängte Gundaccar mit erzwungener Ruhe.

„Ich kann nicht, Vater! Ich kann nicht!“ schluchzte das Mädchen, schleuderte das Blatt zu Boden und stürzte aus dem Zimmer.

„Gieb mir das Journal, Walter,“ befahl der Patient, ich will den Bericht selbst zu Ende lesen. „Mit der linken Hand verübt worden war!“ las Feldau mit halblauter Stimme und sank dann ohnmächtig in die Kissen zurück.

8. Graf Pohitonoff.

Dumpfe Verzweiflung bemächtigte sich der Feldaus. Sie waren sich der Gefahr, in welcher Gundaccar schwebte, voll bewußt. Sollte es zu einem Verhör Koskavitschs kommen und dieser aussagen, daß Feldau am Tage des Mordes zwischen drei und vier Uhr Madame Silberkoff besucht habe, um das Elfenbeinkästchen wieder zu erlangen, dann war seine Verhaftung sicher, und der Verdacht mußte noch dadurch verstärkt werden, daß er die Rechte in der Schlinge trug. Der Mord wurde ja mit der Linken verübt!

Am nächsten Morgen brachte die Zeitung abermals einen ausführlichen Bericht über das Verbrechen auf dem Boulevard Lannes. Derselbe bot wenig Neues und gab die Aussagen der Dienstmädchen vor dem Untersuchungsrichter fast wortgetreu wieder. Wir wollen den Leser nicht mit dem Verhör langweilen, sondern nur die wichtigsten Momente hervorheben. Die Köchin sagte aus: „Madame Silberkoff bewohnt seit fünfzehn Monaten den Pavillon, und seit dieser Zeit bin ich in ihren Diensten. Ein blasser, brünetter Russe, der sich für ihren Onkel ausgab, hatte ihn gemietet und einrichten lassen. Er besuchte Madame nur selten und blieb nie länger als eine Stunde. Gestritten hat er nie mit ihr. Mit uns Dienern sprach er immer in gebieterischem Tone, auch benahm er sich, als ob er der Herr des Hauses wäre. Mir schärfte er beim Weggehen immer ein, auf Madame und das Kind gut acht zu geben und ja immer das Thor verschlossen zu halten. Täglich zwischen acht und zehn Uhr morgens kam ein Gärtner, der den Garten in Ordnung brachte und zweimal die Woche ein Zimmerputzer. Madame sprach nur schlecht französisch. Geld hatte sie immer in Fülle; sie liebte eine gute Tafel, kleidete sich elegant und trug viel Schmuck. In der Regel behandelte sie ihre Dienstboten freundlich und gut und war sehr freigebig, aber es kam zuweilen auch vor, daß sie in wahre Zornausbrüche verfiel und dann außer sich geriet.“

Die Aussagen der Bonne stimmten in allem mit denen der Köchin überein. Sie pflegte jeden Morgen ihre Herrin und das Kind auf einem mehrstündigen Spaziergang zu begleiten; bei schlechtem Wetter fuhren sie. An jenem Samstag aber, als Madame das Elfenbeinkästchen heimbrachte, sei sie allein ausgegangen, weil der Kleine das Bett hüten mußte. Montag früh habe sie, die Bonne, die Etagere ausgestaubt und aus Neugier das Elfenbeinschränkchen mit dem daran hängenden Schlüssel geöffnet, die vielen Fächer seien aber ganz leer gewesen.

„Aus der Lage der Leiche,“ lautete der Zeitungsbericht weiter, „kann man den Schluß ziehen, daß das arme Opfer den Verbrecher verhindern wollte, das vermißte japanische Kästchen von der Etagere zu nehmen. Um ihre Hilferufe zu ersticken, habe er sie wahrscheinlich mit der linken Hand bei der Gurgel gepackt und erdrosselt. Auf jeden Fall muß der Thäter ein Bekannter von Madame gewesen sein, denn sorgfältige Untersuchungen des Pavillons haben ergeben, daß der Thäter nur durch eines der beiden Thore ins Haus gekommen sein konnte. Das kleine in die Sackgasse führende Hinterthor fand man versperrt und mit der Sicherheitskette versehen. In dem Hauptthor befindet sich jedoch ein Guckloch, durch welches Madame Silberkoff gesehen haben mußte, wer Einlaß begehrte. Es war auf jeden Fall jemand, den sie kannte und vor dem sie sich nicht fürchtete. Weshalb meldete sich aber der sogenannte Onkel nicht, um der Polizei in ihren Nachforschungen an die Hand zu gehen? Wie es in solchen Fällen üblich, wurde die Leiche in die Morgue überführt und seciert. Die Untersuchung ergab, daß der Tod zwischen drei und vier Uhr eingetreten sein müsse!“

„Wenn Koskavitsch sich meldet und die Geschichte mit dem Kästchen erzählt, bin ich verloren!“ rief Gundaccar verzagt.

„Fliehe nach England oder Amerika, so lange es noch Zeit ist,“ beschwor ihn Lisa.

Er lächelte matt. „Du vergissest, mein Herz, unsere Finanzen, und dann, selbst wenn ich ein Mittel zur Flucht hätte, würde ich es nicht wagen. Du kannst sicher sein, daß an jedem Bahnhof und in jedem Hafen ein Detektiv lagert. Glaube — —“.

Ein heftiges Klingeln an der Hausthür brachte ihm das Wort in der Kehle zum Stocken. Aus purer Gewohnheit schlich sich Nelly auf den Fußspitzen ins Vorzimmer und sah durch das Guckloch. Sie kam kreidebleich zurück.

„Graf Pohitonoff,“ flüsterte sie. „Was hat das zu bedeuten?“

In sprachloser Verwirrung starrte einer auf den andern. Feldau faßte sich zuerst und sagte: „Ich muß ihn wohl empfangen. Wenn er merkt, daß ich ihn zu vermeiden suche, könnte er Verdacht schöpfen. Geht alle da hinein ins Schlafzimmer, ich selbst will ihm öffnen.“

Während er noch sprach, wurde die Glocke zum zweitenmal heftig gezogen. Die Damen eilten rasch ins anstoßende Zimmer, und Feldau ließ den Grafen mit möglichst unbefangener Miene ein.

„Sie werden erraten, Baron, was mich hergetrieben,“ sagte er nach der ersten Begrüßung. „Madame Silberkoffs Ermordung, von der heute alle Zeitungen voll sind.“

„Es ist mehr als entsetzlich — ich bin ganz außer mir.“

„Das habe ich vermutet und deshalb trieb es mich zu Ihnen. Wenn ich aufrichtig sein soll, muß ich gestehen, daß ich gefürchtet habe, Sie seien bereits nach Mazas überführt worden. Weshalb tragen Sie den Arm in der Schlinge?“

Gundaccar erzählte ihm offenherzig von seinem Unfall im Omnibus.

„Das hätte Ihnen zu keiner ungelegeneren Zeit passieren können,“ meinte der Graf.

„Da haben Sie nur zu recht!“ seufzte Feldau.

„Koskavitsch wird zweifellos von dem traurigen Ereignis verständigt worden sein und sich auf dem Heimweg befinden, er war ganz vernarrt in die Dame. Der Untersuchungsrichter wird ihn auch unbedingt verhören.“

Graf Pohitonoff blickte den armen Feldau fest an, während er dies sagte.

„Und er wird aussagen, daß ich zwischen drei und vier Uhr Madame Silberkoff wegen des Elfenbeinschränkchens aufgesucht habe,“ ergänzte dieser mit zitternder Stimme.

„Wenn das geschieht, sind Sie verloren, lieber Baron! Wissen Sie, welchen Schluß der Richter daraus ziehen wird? Er wird sich sagen, daß die Dame Ihnen das Schränkchen verweigert hat, daß Sie sich desselben mit Gewalt bemächtigen wollten; um zu verhindern, daß sie um Hilfe rufe, haben Sie sie mit der Linken erdrosselt, da Ihre Rechte verrenkt war. Der lebhafte Franzose wird keine fünf Minuten brauchen, um sich die Geschichte so zusammenzureimen.“

„Entschuldigen Sie, Herr Graf, aber ich glaube, Sie gehen denn doch etwas zu weit mit Ihren Vermutungen. Der Richter wird wohl den Umstand nicht vergessen, daß ich ein deutscher Edelmann bin und als solcher nicht fähig, jemand wegen eines Elfenbeinschränkchens zu ermorden.“

„Sie können ganz sicher sein, daß ein französischer Richter den Umstand nicht vergessen wird, daß Sie ein Deutscher sind. Er wird Sie vielleicht nicht fähig halten, wegen eines Elfenbeinschränkchens einen Mord zu begehen, aber wegen dessen, was es enthalten hat!“ entgegnete der Russe, die letzten Worte betonend.

„Großer Gott!“ rief er. „Also Sie, Sie — —“

Weiter kam er nicht. Zorn, Scham, Verachtung und Erstaunen schnürten ihm die Kehle zu.

„Ja, ich habe das Nizzaer Los in dem geheimen Fach gefunden,“ entgegnete der Graf ruhig. „Ich habe in Rußland wiederholt ähnliche japanische Kunstwerke gesehen und wußte Bescheid damit.“

„Und Sie gestehen so ohne Weiteres, mich um fünfhunderttausend Francs gebracht zu haben?“ rief Gundaccar, vor Leidenschaft bebend.

(Fortsetzung folgt.)

Eine Gesellschaft.

Eine Skizze aus der Großstadt. Von Paul Bliß.

(Nachdruck verboten.)

Seit acht Tagen ging bei dem Geheimen Kanzleirat Wolter alles drunter und drüber. Das unterste wurde zu oberst gekehrt, und alle Tage war Groß-Reinmachen, es war ein Klopfen, Scheuern, Fegen und Bürsten, daß jedem die Lust verging, daheim zu bleiben. Nur Frau Malwine, die Seele des Ganzen, hielt tapfer aus, denn sie wollte durchsetzen, was sie sich einmal vorgenommen hatte: Anfangs Februar sollte der Hausball stattfinden.

Mit heimlichem Entsetzen sah Herr Wolter dem Treiben seiner geschäftigen Frau zu, und wenn er daran dachte, was all die end-

losen Vorbereitungen schon gekostet hatten, und dann im stillen nachrechnete, was für schönes Geld noch draufgehen würde, bis alles „comme il faut“ war, dann überkam ihn ein Grausen, denn er mußte sich eingestehen, daß der Etat um ein bedeutendes überschritten war. Einmal versuchte er auch, seiner Frau diese Vorhaltung zu machen. Es geschah in der milden, ruhigen Art, die dem friedliebenden Manne eigen war.

Da fuhr aber Frau Malwine auf und rief voll ehrlicher Empörung: „Lieber Karl, das verstehst Du nicht. Wenn wir schon mal eine Gesellschaft geben, dann dürfen wir auch nicht knausern, und Du weißt doch recht gut, daß meine Freundin, die Kommerzienrätin, scharfe Augen für jeden Fehler besitzt, und wenn sie einmal eine Blöße an uns entdeckt hat, dann sind wir gesellschaftlich unmöglich.“

Resigniert nickte der geplagte Mann und meinte nur: „Warum mußten wir denn überhaupt diese Gesellschaft geben?“

Nun war Frau Malwine ganz außer sich. „Mann, Mann, es geschieht doch nur unserer Leonie halber!“ rief sie erregt, und Du mußt doch zugeben, daß der junge Hellbaum eine brillante Partie für unser Kind ist!“

„Und Du glaubst, daß die Kommerzienrätin damit einverstanden sein wird?“

„Sie ist von Jugend auf meine Freundin, und ich weiß, was ich thue, das kannst Du mir glauben, lieber Karl.“

„Und unser Kind? Was sagt Leonie dazu?“

„Sie ist eine sehr gehorsame Tochter und weiß, daß ihre Mutter nur ihr Bestes will.“



Im Herrgottswinkel. (Mit Text.)
Nach der Originalzeichnung von W. Hasemann.

Papa Wolter schwieg. Er wußte ja, daß er seiner Frau an Dialektik nicht gewachsen war. Also ergab er sich in sein schweres Schicksal und begnügte sich damit, noch einmal alles genau zu überrechnen, damit nicht zu viel Geld hinausgeworfen würde.

Inzwischen legte Frau Malwine unter Assistenz zweier Mädchen und einer angenommenen Hilfsfrau die letzte Hand an.

Am Tage der Gesellschaft nahm der Papa seine Tochter noch einmal heimlich bei der Hand und fragte sie, ob sie sich denn für den jungen Kommerzienratssohn interessiere.

Und Leonie, unter holdem Erröten, antwortete: „Ach, Papachen, der junge Hellbaum ist ja ganz nett, und er ist doch immer sehr aufmerksam zu mir.“

„Hm, ja,“ meinte der Vater, „möchtest Du ihn denn zum Mann haben?“

Da wurde Leonie von neuem rot, und zögernd sagte sie:

„Daran Papachen, habe ich wirklich noch nicht gedacht.“

„Aber Du bist jetzt dreiundzwanzig, mein Kind, und die Mama meinte gestern . . .“ er sprach nicht weiter.

Denn Leonie entgegnete schnell: „Ich weiß ja, Papa, was die Mama mit mir vorhat, und wenn auch Du meinst, daß ich den jungen Hellbaum heiraten soll, dann wird es ja wohl zu meinem Besten sein, und dann will ich es ja auch gern thun —“ und weinend sank sie ihrem Vater an die Brust.

Nun wurde er aufmerksam. Er hob ihren Kopf, streichelte über ihr weiches Blondhaar und sagte mit sanfter Stimme: „Also dem Zwang nur fügst Du Dich, Leonie?“ Du liebst ihn nicht?“

Da antwortete sie schnell unter Thränen: „Nein, Papa, ich liebe ihn gar nicht, und verbarg ihr Gesichtchen an seiner Brust.

„Nun, mein Kind, dann soll Dich auch niemand zu einer Heirat zwingen.“

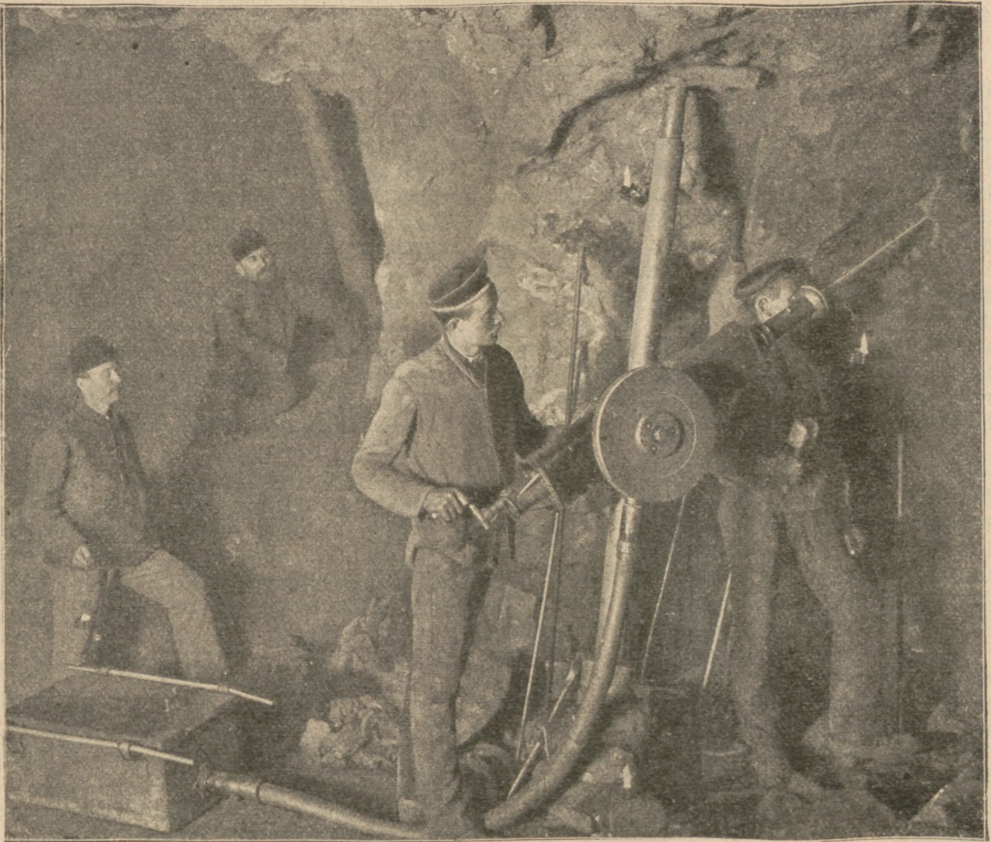
Plötzlich war er energisch geworden. Die Liebe zu seinem Kinde hatte ihm den Mut dazu gegeben; jetzt mußte er als Vater auftreten, das fühlte er.

* * *

Um sieben Uhr kamen die Lohndiener; um acht Uhr sollte das Souper beginnen.

Frau Malwine, bereits in großer Toilette, lief erregt hin und her, denn allerorten fand ihr prüfendes Auge zu bessern und zu tadeln. Sie war schon ganz atemlos; sowohl der Konditor, wie auch der Koch hatte noch nichts geschickt. Das Telephon kam überhaupt nicht mehr außer Benutzung. Nicht 'mal der Friseur war pünktlich.

Um halb acht zeigte sich Herr Wolter und hielt die letzte Musterung. Mit schwerem Herzen sah er die teuren Weine und Früchte und Kuchen und Blumen, und noch einmal überrechnete er, wie viel schönes Geld da für nichts und wieder nichts fortgeworfen war. Er seufzte resigniert, daß der Himmel ihm eine so gesellschaftssüchtige Frau gegeben, und bei der Gelegenheit gedachte er wieder des Geständnisses, das ihm Leonie gemacht hatte; er war nun ganz fest entschlossen, die Rechte seines Kindes zu wahren, doch wollte er sich vorerst abwartend verhalten und sehen, wie die Dinge sich gestalten würden.



Elektrischer Gesteinbohrer in Thätigkeit. Photographische Aufnahme. (Mit Text.)

Bald darauf erschien auch Leonie. — Sie war ganz in Weiß, ohne jeden Schmuck, nur ein paar La France-Rosen im Haar und am Gürtel.

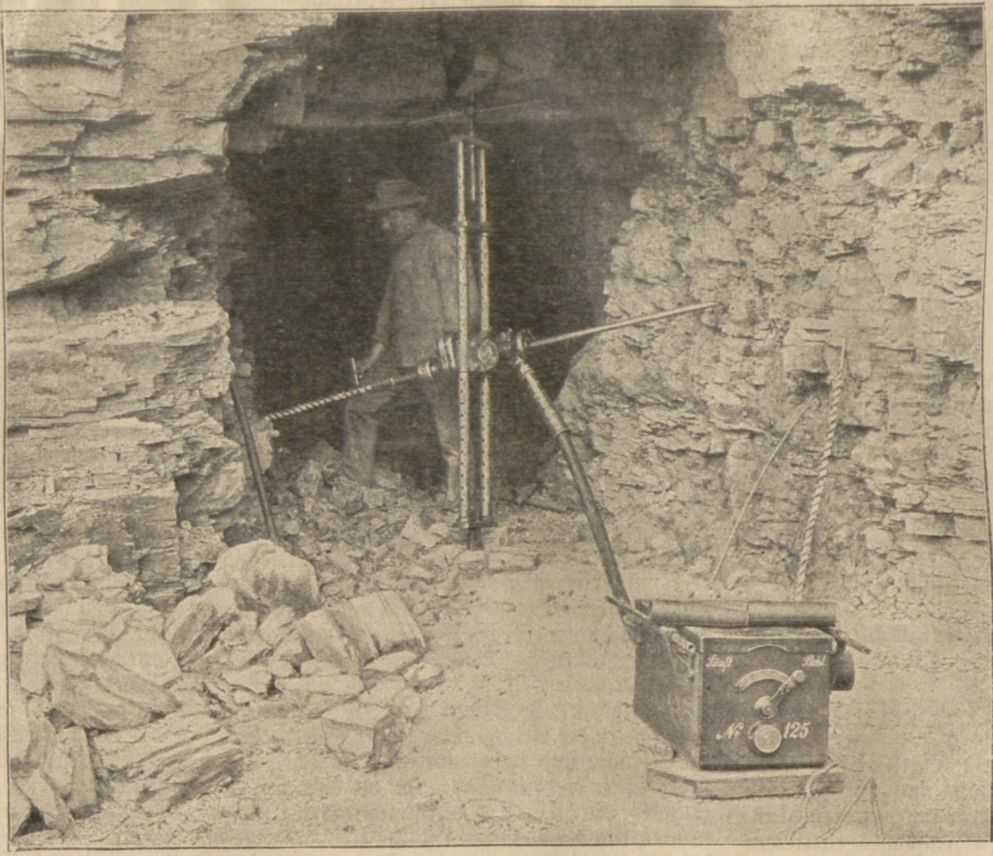
Liebevoll trat ihr der Vater entgegen. „Mein Kind, Du siehst prächtig aus!“ und zärtlich küßte er ihr die Stirn.

Im selben Augenblick trat auch die Mama ein; als sie aber Leonie betrachtete, rief sie voll Entrüstung: „Aber Leonie, Du hast ja gar keinen Schmuck angelegt!“

„Ich finde, daß zu dieser Robe die Blumen am besten passen, Mama,“ sagte die Tochter ganz ruhig.

Und der Vater bekräftigte: „Das finde ich auch.“

Frau Malwine war so erstaunt, daß Sie gar keine Worte fand, denn noch niemals hatte ihr Mann ihr widersprochen. — Sie



Elektrischer Gesteinbohrer, angelegt. Photographische Aufnahme. (Mit Text.)

ärgerte sich denn auch sehr darüber, zwang sich aber trotzdem zur Ruhe, weil die Gäste jeden Augenblick erscheinen konnten; da mußte sie sich beherrschen. — Eine halbe Stunde später waren alle Geladenen zur Stelle, und nun ergab es sich, daß die Räumlichkeiten, trotzdem man alle nur entbehrlichen Möbel fortgeschafft hatte, viel zu klein waren; der Herr Kanzleirat lächelte nur dazu, die Mama aber war nahezu fassungslos darüber.

Frau Kommerzienrätin Hellbaum, eine korpulente Dame in auffallender Toilette, flüsterte ihrem Sohne manch leise Bosheit zu über den Stolz dieser Bureaumenschen, die immer höher hinaus wollten, als ihre Verhältnisse es ihnen gestatteten, und der junge Mann, ein geschniegelter Elegant, lächelte blasiert dazu, meinte aber, daß die Tochter doch ein ganz süßer Käfer sei.

Leonie stand ferne in einer Fensterniche und plauderte mit einem jungen Ingenieur, einem Jugendfreund, den sie seit einem Jahr nicht gesehen. Es war ein flotter, junger Kerl mit braunem Schnurrbart und blitzenden braunen Augen, aus denen Lebenskraft und Freude sprach. Er hatte sein Staatsexamen bestanden und eben erst seine Anstellung bekommen; nun blieb er in der Hauptstadt und wollte sich einen Hausstand begründen.

Als Papa Wolter die beiden jungen Leute so in eifriger Unterhaltung stehen sah, kam ihm urplötzlich ein genialer Gedanke. Er ging in das Speisezimmer und wechselte zwei Tischkarten um, und zwar derart, daß nicht der junge Hellbaum Leoniens Tischherr war, sondern Fritz Merling, der junge Ingenieur. Nun war Leonie befreit! Der alte Herr jubelte fast vor Freude darüber.

Natürlich war dann Frau Malwine derartig erstaunt über den Wechsel, daß sie fast ihre Haltung verlor, denn der junge Hellbaum hatte nun eine alte, schwerhörende Tante des Hausherrn als Tischdame.

Glückstrahlend aber war Leonie, die mit dem alten Jugendfreund ungestört weiter plaudern konnte, und ein heißer Dankesblick lohnte den Vater für seine gute That.

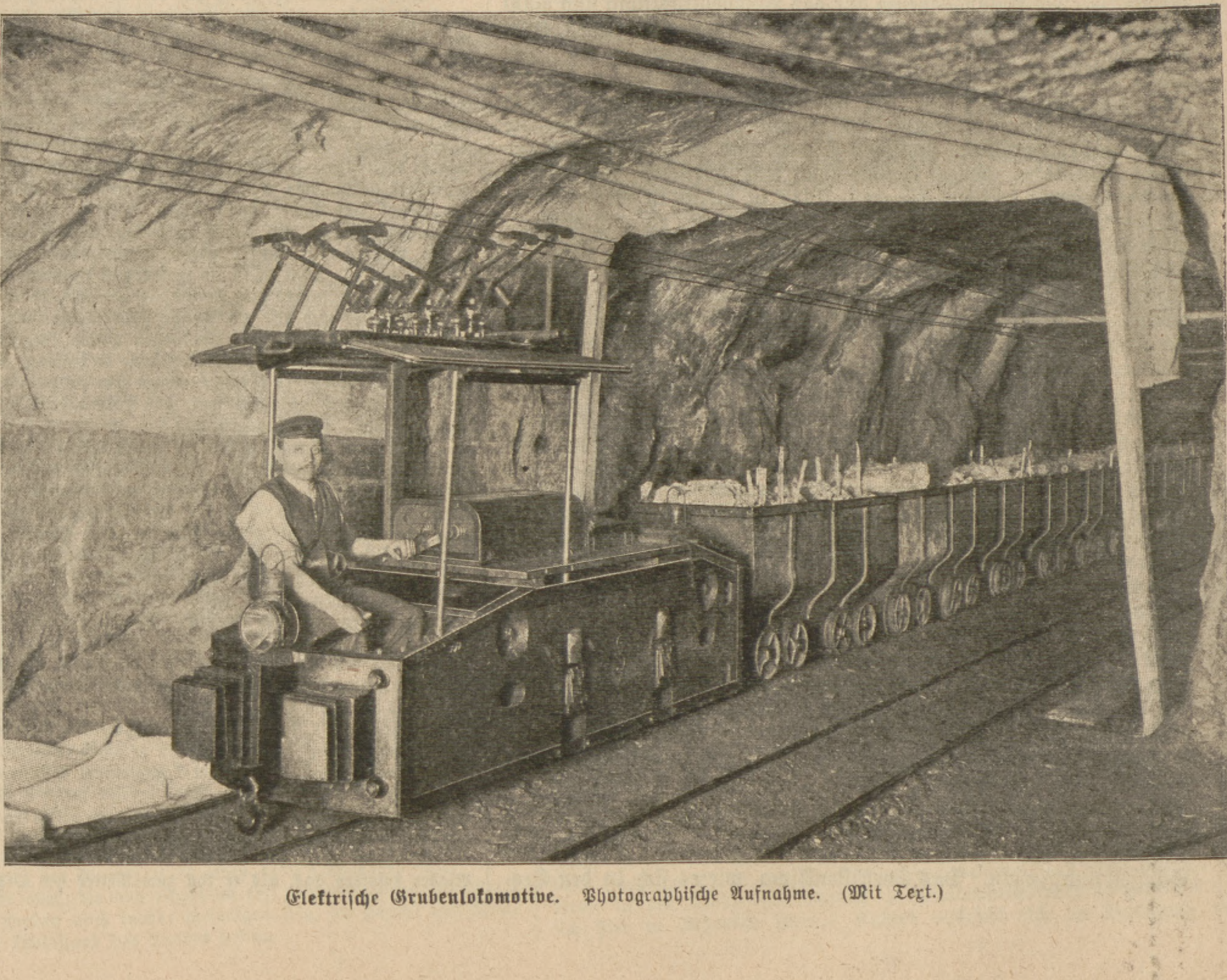
Das Souper verlief leidlich glücklich; freilich erwies sich die Tafel auch ein wenig zu knapp, so daß man sich kaum bewegen konnte, ohne den Nachbar zu berühren.

Daher waren wohl alle froh, als man sich vom Tisch erhob.

Nun konnte die Kommerzienrätin sich nicht mehr halten vor Aerger. Sie ging zu Frau Malwine und sagte mit lächelndem Munde: „Es ist wirklich ganz erstaunlich, liebe Freundin, wie gut Sie es verstanden haben, Ihre doch immerhin nur mittelgroße Wohnung für so viel Gäste herzurichten!“

Die unglückliche Hausfrau war einer Ohnmacht nahe; doch sie bezwang sich, schluckte die Pille hinunter und sagte lächelnd: „Sie sind sehr gütig, liebe Freundin, daß Sie so viel Nachsicht haben.“ Dann rauschte sie weiter.

Als der Tanz begann, füllte der junge Ingenieur die Tanzkarte seiner Dame nach Möglichkeit reichlich mit seinem Namen aus. „Der Vorsicht halber,“ meinte er lächelnd, und freudig blickte Leonie auf ihn zu. Nur einen Extrawalzer mußte sie dem jungen



Elektrische Grubenlokomotive. Photographische Aufnahme. (Mit Text.)

Hellbaum bewilligen, da dieser fortwährend gelangweilt herumstand und die Mama es dringend gefordert hatte, sonst aber saß und tanzte sie nur mit dem wiedergefundenen Jugendfreund, und es war ihr, wenn er zu ihr sprach, als ob all das Längstvergessene aus den ersten Tagen der goldenen Liebeszeit wieder neu vor ihr erstände, und sie hörte nichts von all den kritisierenden und verlästernden Worten, die man sich rings in der Gesellschaft zuflüsterte, sie war nur immer mit ihm, den sie wieder hatte, auf den sie gehofft und gewartet, all die lange Zeit hindurch.

Gegen zwölf Uhr ging die Kommerzienrätin mit ihrem Sohne. Natürlich versicherten sie, daß es „ganz reizend“ gewesen sei, aber selbst Frau Malwine fühlte die Ironie deutlich heraus; kühl ging man von einander, und die geprüfte Hausfrau fühlte es deutlich, daß es mit der Freundschaft zu Ende sei.

Um zwei Uhr verabschiedeten sich die anderen Gäste, und zuletzt ging der junge Ingenieur. Aber als er sich empfahl, lachten ihm die freudetrunkenen Augen Leoniens nach, und Papa Wolter schüttelte ihm derb und herzhaft die Hand und sagte liebevoll: „Auf baldiges Wiedersehen, nicht wahr?“

In einer Ecke aber saß Frau Malwine und weinte still in sich hinein: „Ach, daß es so kommen mußte!“ — —

„Laß nur sein, Mutterchen,“ tröstete sie der Gatte, „es ist ganz gut, daß es so gekommen ist, denn glaub' mir, dies war unser Rettungsball, noch einmal machen wir so etwas nicht!“

Doch die Frau Rätin seufzte nur dazu.

Leonie aber umhalste den Vater und jubelte: „Ach, ich bin ja so glücklich, Papachen!“

Charakter der Gebirgs- und Seeklimate.

Die Entdeckung, daß die Luft ein den übrigen Heilmitteln ebenbürtiger Genosse sei, ist ein wissenschaftliches Produkt der jüngsten Vergangenheit. Durch diese Erkenntnis wurden viele Kurorte ihres jahrzehntelang aufrecht erhaltenen Nimbusses entkleidet und die Romantik geheimnisvoller Heilkräfte aufs grausamste zerstört. Jene Heilstätten bildeten sich nun in Luftkurorte um, denen sich dann, als das Bedürfnis mit steigender Erkenntnis zu wachsen begann, immer neue hinzugesellten. Welche Umstände sind es aber, die die Heilkraft der Luft bedingen und in welchen Krankheitsfällen dürfte man von einer reinen Luft- oder klimatischen Kur Erfolge erwarten? Wie bekannt, kommt die Beschaffenheit der Luft im Klima zum Ausdruck und die sich dem menschlichen Gefühl bemerkbar machenden Erscheinungen desselben, Lufträume, Wind, Sonnenschein und Regen, sind es vorzugsweise, die in ihrer zweckmäßigen Gestaltung den Wert eines klimatischen Kurortes bedingen. — Die Anfangsgrenze für das Hochgebirgsklima sind 3000 Fuß für Mitteleuropa (Höchenschwand u. a.), für die Alpen 4000 Fuß (Andermatt, Churwalden, Davos, Pontresina u. a.). Die Luft ist hier erheblich dünner, daher für die Sonnenstrahlen leichter zu durchdringen. Infolge der starken Sonnenstrahlung ist auch der Wechsel der Temperatur ein schnellerer und namentlich die Temperaturunterschiede zwischen Sonne und Schatten, Tag und Nacht erhebliche. Dazu kommt noch eine geringere Feuchtigkeit der Luft, sowie lebhafte Winde. Alles in allem ist dieses Klima ein den Stoffwechsel stark beschleunigendes, daher es auch eine gewisse Widerstands- und Leistungsfähigkeit des Körpers erfordert. Bei Blutarmut, Nervosität, bei träger Verdauung infolge mangelhafter Bewegung, bei skrophulöser und schwindsüchtiger Beanlagung wirkt es oft Wunder. Infolge der verdünnten Luft werden die Atemzüge verlangsamt und vertieft. Dadurch wird der Blutkreislauf beschleunigt, die Blutzufuhr zu den Körperorganen gesteigert, was wieder eine Verstärkung des Appetits bewirkt. Der Gesamteffekt ist eine Erhöhung der Leistungsfähigkeit der leiblichen und geistigen Kräfte und Organe, wodurch dann ein bisher nicht gekanntes Wohlbefinden des ganzen Körpers bedingt wird. — Eng in der Wirkung sowie in den sonstigen allgemeinen Verhältnissen schließt sich dem vorigen das einfache Bergklima an, das etwa bis 1200 Fuß Meereshöhe hinuntergeht. Zu erwähnen wäre hier St. Andreasberg, Falkenstein, Görbersdorf, Herrenalb, Ruhla u. a. Die klimatischen Verhältnisse sind weniger schroff ausgeprägt, daher auch die Wirkung eine weniger an- und eingreifende ist als ein Höhenklima. Es werden hierhin also alle diejenigen Kranken der eben erwähnten Art passen, deren Körperkonstitution für eine energischere Einwirkung nicht geschaffen ist. Noch mehr gilt dies für die Höhen unter 1200 Fuß, die noch geringere Anforderungen an die körperlichen Kräfte stellen und für schwache Personen und Rekonvaleszenten die eigentlichen Sommerfrischen bilden. Dahin gehören z. B. Godesberg, Honnef, Osterode a. H., Rudolstadt, Wernigerode und viele andere. — Einer ganz anderen Beschaffenheit begegnen wir im Seeklima. Man unterscheidet hier zwei Unterarten, das Seeküstenklima und das des freien Meeres auf Schiffen und Inseln. Das Seeküstenklima, wie es sich in den Seebadeorten und auf den dem Festland nahe gelegenen, also dessen Einflüssen unterworfenen Inseln darbietet, zeichnet sich aus durch eine gewisse Gleichmäßigkeit der Temperatur, hohem Feuchtigkeitsgehalt und Staubfreiheit der Luft und starke Luftströmung infolge der beständig abwechselnden See- und Landwinde. Dadurch nun, daß immer neue Luftwellen den Körper umspülen, wird demselben fortwährend Wärme entzogen. Unterstützt wird dieser andauernde Wärmeabfluß noch durch die in derselben in größerer oder geringerer Menge vorhandenen Salzteilchen; denn feuchte Luft, sowie auch salzige, leiten die Wärme besser fort. Dieser fortwährende Wärmeverlust reizt nun die Körperorgane zur erhöhten Wärmebildung an, d. h. zu einer Steigerung des gesamten Stoffwechsels, deren Folge dann eine Erhöhung der gesamten Lebensenergie ist. Der Appetit wird mächtig angeregt und so die Ernährung und Blutbildung gehoben. Damit wird auch eine Kräftigung des Nervensystems und eine Erhöhung der Lebensfreudigkeit erzielt. Die Gesamtwirkung ist also eine dem Alpenklima ähnliche, nur die Körperorgane noch mehr angreifende. Lungen- und Herzkranke sind daher von vornherein von den Seebadeorten auszuschließen und auch das Nervensystem darf nicht übermäßig angegriffen sein. Mit einem Wort, das Seeklima erfordert, wenn es von Nutzen sein soll, eine gewisse Kraft des Gesamtorganismus. Schwache, reizbare Personen, die auch schon den täglichen Lebensreizen nicht gewachsen sind, unterliegen den erhöhten Anforderungen der Seeluft vollständig, verlieren Appetit und Schlaf, die Schwäche nimmt zu und die Kur muß unterbrochen werden, wenn nicht noch schlimmere Folgen eintreten sollen. — Das Klima des freien Meeres unterscheidet sich in seiner Wesenheit nicht von dem vorigen, es stellt gewissermaßen das Ideal des Seeklimas dar, in dem die Wirkungen desselben am reinsten in die Erscheinung treten. Krankheits- und Sterblichkeitsverhältnisse sind daher auf Schiffen sehr günstige und das Ziel, das hier zu erstreben wäre, ist die Einrichtung von schwimmenden Sanatorien. Unter den Inseln sind die südlicheren am günstigsten, namentlich dann, wenn infolge vorhandener Gebirge, wie auf Madeira, eine Verbindung von See- und Gebirgsluft ausgeprägt ist.

C. T.

Die ersten Dampfschiffe.

Von Alfred Zeller. (Nachdruck verb.)

Die riesenhaften Anstrengungen und Fortschritte auf dem Gebiete der Schiffsbaukunst, die namentlich in unseren Tagen die Welt in staunende Bewunderung versetzen, lassen besonders dem stillen Beschauer den Gedanken aufkommen, wie denn der menschliche Geist es zuerst versuchte, den Dampf für die Dienste der Schiffahrt nutzbar zu machen oder vielmehr wie man denn überhaupt das erste Dampfschiff den Wogen anvertraute.

Wir, die wir mit Stolz auf die Errungenschaften der modernen Schiffsbaukunst blicken, die uns zu Herren des Meeres machen, haben auch die meiste Veranlassung, einmal rückwärts zu blicken in jene Zeit, wo die heutigen Erfolge für unsere Altvordern noch ein Märchen waren.

Es fordert zur Bewunderung geradezu heraus, wenn man nachdenkt, welcher Riesenschritt geschehen ist, der die Kluft überbrückt von dem Tage an, wo sich die Phönizier zum ersten Male aufs Meer hinauswagten, bis zum heutigen Tage, wo das Meer Kolosse auf seinem Rücken trägt, die eine schwimmende Stadt darstellen. — Schon lange mag der menschliche Geist darüber nachgegrübelt haben, wie man durch eine treibende Kraft Schiffe ohne Anwendung von Segel und Ruder fortbewegen könnte, bis es einem Spanier, Blasco de Garay, gelang, ein Schiff zu bauen, welches durch Dampf in Bewegung gesetzt wurde und munter gegen Wind und Wellen trieb. Die erste Fahrt geschah am 17. Juni 1543 im Hafen von Barcelona. Blasco de Garay selbst war in jungen Jahren mit Kolumbus gesegelt, später wurde er Kapitän eines Handelsschiffes und erst am Rande seiner Tage machte er eine Erfindung, die erst nutzbar ins Praktische übertragen wurde, nachdem er bereits über zwei Jahrhunderte tot war. — Als er seine Erfindung zum ersten Male vorführte, wohnte eine ungeheure Menschenmenge dem „Schauspiel“ bei, die wohl namentlich auch dadurch angelockt war, daß Kaiser Karl V., der zugleich König von Spanien war, selbst zugegen war.

Blasco de Garay hatte die ganze Nacht im Gebete für das Gelingen seiner Erfindung zugebracht. Als der Kaiser erschien, wies er ihm ein gänzlich fremdes Schiff, einen Schooner, an, welches er für sein Experiment benützen sollte. Der Kapitän des Schiffes begann zu jammern, als er hörte, was seinem Schiffe geschehen sollte, denn er glaubte, es müßte nun auf ewig verhext bleiben. Aber der Kaiser hatte befohlen und dem mußte entsprochen werden. Blasco legte quer über das Verdeck des Schiffes eine Achse und befestigte an beiden Enden große hölzerne Räder, ebenso mehrere Räder mit Riemen mitten auf dem Verdeck. Darunter stellte er einen großen, eisernen Kessel mit Wasser gefüllt, welches durch Feuer zum Sieden gebracht wurde, und wonach sich die Räder zu drehen begannen. Bei dieser Operation sprangen viele Matrosen vor Entsetzen über Bord, denn das Schiff lief direkt gegen den Wind über die Bai. —

Kaiser Karl V. befahl seinem Schatzmeister, ihm ferner eingehend über das wunderbare „Ding“ zu berichten, da er durch kriegerische Unternehmungen stark in Anspruch genommen war. Der Schatzmeister besichtigte denn auch die Maschine, wurde aber dabei von einem Rade erfaßt, welches ihm die gewaltige Pluderhose zerriß. Er übte insofern Rache, als er erklärte, daß die Erfindung nichts wert sei, das Ganze sei ein teuflischer Apparat, der gute Christen verbrühen dürfte.

Trotzdem daraufhin der Kaiser weitere Versuche verbot, zeichnete er doch Blasco insofern aus, als er ihn zum Ritter des Ordens der Taube von Ka-

stilien erhob. Darüber scheint dieser jedoch wenig Freude empfunden zu haben, denn er zog sich als Einsiedler in eine Felsenhöhle zurück, wo er 1555 starb.

Mehr denn ein Jahrhundert strich nun hin, ohne daß ein anderer die gegebene Anregung auszunutzen verstanden hätte. Man hatte jene Erfindung fast völlig wieder vergessen, als ein Mediziner Denis Papin, ein geborener Franzose, den Gedanken wieder aufnahm und sein Dampfboot in deutschen Landen, auf der Fulda bei Marburg, vom Stapel ließ. Diesem Versuche wohnte der Landgraf von Hessen bei und er fiel zur größten Zufriedenheit aus. Freilich erhob sich auch hier sogleich ein Geschrei, so daß sich Papin, kurz entschlossen, anschickte, Deutschland zu verlassen und sein Dampfboot nach England zu bringen, wo er hoffte, für sein Projekt das nötige Verständnis zu finden. Um dorthin zu gelangen, mußte er jedoch Fulda und Weser passieren und diese Erlaubnis wurde ihm von Hannover versagt. Er fuhr aber dennoch am 25. September 1707 von Kassel ab und erreichte am selben Tage Münden, von wo er nach Bremen wollte, um sich dort mit seinem Dampfboot nach England einzuschiffen. Aber die Weiterfahrt gestattete man ihm nicht, vielmehr mußte er nach mancherlei Vorgängen, die ein erschreckendes Bild auf die damaligen Verhältnisse warfen, ins Gefängnis wandern. Seine Maschine wurde im Gedränge in Stücke geschlagen.

Auf seine Beschwerde hin entlassen, kehrte er nach Marburg zurück, wo er eine Zeitlang als Lehrer der Mathematik und Physik thätig war. Hier ereilte ihn das Verhängnis. Bei einem Experiment mit einer Dampfkanone zersprang dieselbe, tötete und verwundete mehrere Menschen und Papin mußte wie ein Verbrecher nach England fliehen, wo er um 1714 gestorben ist.

Durch diesen Fall erlitt das ganze Dampfmaschinenwesen eine bedeutende Niederlage und diese Scharte war fast ein Jahrhundert lang nicht wieder auszuwetzen. Man glanbte felsenfest an eine Hexerei und Hoch und Niedrig arbeitete den wirklich hier und da auftauchenden Plänen mit Erfolg entgegen.

So ist es möglich gewesen, bis zum Jahre 1803 jedwedes weitere Projekt im Keime zu ersticken und erst in diesem Jahre gelang es dem Amerikaner Fulton, ein Dampfboot zu konstruieren, mit welchem er in Frankreich die Seine befuhr, welches aber, seiner allzu leichten Bauart wegen, sank. In seine Heimat Amerika zurückgekehrt, stellte er ein neues her und fuhr damit, es war 1807, von Newyork nach Albany, 120 Seemeilen stromaufwärts in 32 Stunden. Damit war der Bann gebrochen. Er bewies die Brauchbarkeit der Dampfmaschine zum Fortbewegen der Schiffe und Amerika war bald allen Nationen voran; England und Frankreich folgten auf dem Fuße. Fulton aber behielt für sich den Ruf, der Erbauer der ersten Dampfschiffe gewesen zu sein, den er heute noch hat, obgleich er nur der vom Glück begünstigte Ausbeuter vorhandener Ideen war.

Lange Zeit aber blieb noch immer die Dampfmaschine allen ein Greuel, und war von jedermann gefürchtet, da man sich den Mechanismus nicht zu erklären vermochte. Selbst die Großen dieser Erde, ein Napoleon I., konnte bei allem Interesse für diese Neuerung nicht deren dauernder Freund bleiben und wurde zum Wortbrecher an Fulton, dem er thatkräftige Unterstützung seines Unternehmens zugesagt hatte.

Aufzuhalten aber war diese Erfindung nicht mehr, deren Erfolge bald der ganzen Welt einleuchteten. Im Siegeslauf drang sie vorwärts und man sah, daß man es hier mit einer Macht zu thun hatte.

Die erste Landung eines Dampbootes in Deutschland erfolgte am 17. Juni 1816 bei Hamburg und diese Begebenheit wird von verschiedenen Chronisten in der drolligsten Weise wiedergegeben.

Es war für unsere Vorfahren ein Ereignis, bei welchem Angst und Schrecken über die Gemüter kam, wo man sich bekreuzte, weil man glaubte, ein Gespenst nahe und das dampfende Ungetüm für den leibhaftigen Gottseibei uns hielt. Fischer von Helgoland, die das Schiff auf freiem Meere kommen sahen, ergriffen die Flucht, alles im Stich lassend. Erst mit der Länge der Zeit konnte man sich an den Anblick eines Dampfschiffes gewöhnen, so daß denn auch im Jahre 1825 eine regelmäßige Seedampfschiffahrt ins Leben treten konnte, die von einem holländischen Unternehmer zwischen Hamburg und London betrieben wurde. Bereits 1819 machte ein Dampfboot in 22 Tagen eine Reise über den Ocean von Savannah nach Liverpool.

Nunmehr wuchs auch der Unternehmergeist mancher Schiffsrheder, und einer nach dem andern sandte seine Schiffe mit dieser Neuerung hinaus auf den Ocean. War auch der Dampfbetrieb anfangs noch mangelhaft, er hatte doch unzweifelhaft eine Zukunft und an dieser Einsicht hielt man fest. Die Erfindung schien mit einem Schlage elektrisierend gewirkt zu haben, denn allerwegen regte sich nun das Interesse dafür. 1847 gründeten Hamburger Kaufleute eine Gesellschaft, die durch eine Anzahl Segelschiffe eine regelrechte Verbindung zwischen Hamburg und Amerika unterhielt, die später in eine Dampferlinie umgewandelt wurde und heute als „Hamburg-Amerikanische Paketfahrt-Aktien-Gesellschaft" einen Weltruf genießt. — Der erste Dampfer dieser Gesellschaft wurde 1858 gebaut, welches Jahr für jenes Unternehmen ein Schreckensjahr war, denn der Dampfer „Austria" geriet auf hoher See in Brand. Von den 439 Passagieren und 103 Mann Besatzung fanden bei dieser Katastrophe 367 Passagiere und 87 Mann von der Besatzung den schreckenvollsten Tod.

Auch in Bremen entstand zu gleicher Zeit der „Norddeutsche Lloyd," dessen Dampfschiffe heute in allen Zonen anzutreffen sind. — Diese Gesellschaften wurden bahnbrechend für die Entwickelung der Dampfschiffahrt, die sich erst allmählich zu ihrer heutigen Bedeutung emporschwang.

Von den neuesten Errungenschaften auf dem Gebiete der Dampfschiffahrt, sowie von den Ausrüstungen der Dampfschiffe selbst, soll hier abgesehen werden. Wir sind täglich Zeuge der rapiden Fortschritte, der verblüffenden Erfindungen und der damit verbundenen großartigen Leistungen auf diesem Gebiete.

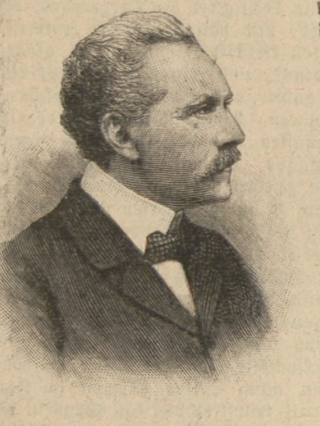
Mit besonderem Stolz dürfen wir auf diesen Zweig des Verkehrs hinblicken, namentlich aber müssen wir gerechte Freude an der Entwickelung unserer Kriegsmarine finden, dank deren wir auch jenseits des Oceans unserem Vaterlande einen guten Klang verschafft haben. Sie immer mehr zu stärken und zu befestigen, das muß der Wunsch eines jeden braven Deutschen sein.

Die Dampfschiffe aber, die uns eigentlich erst zum Beherrscher der Meere gemacht haben, sie werden auch immer diejenigen sein, die Handel und Wandel, und damit den Wohlstand des Landes heben.

Unsere Bilder

Die Elektricität im Bergbau. Die Thätigkeit des Bergmanns, der tief im Grund der Erde ihr Schätze abringt, hat von jeher das Interesse von Jung und Alt erweckt. Die eigenartigen Arbeitsmethoden, die glänzenden und häufig kostbaren Stoffe, die er gewinnt, und sein steter Kampf mit den unheimlichen Gewalten der Unterwelt gaben und geben ihm sozusagen eine Ausnahmestellung unter den Menschenkindern. Wohl in keinem andern Beruf haben die Fortschritte der Naturwissenschaften und der Technik so eigenartig eingewirkt wie auf die Künste des Bergmanns. Vor allem war es die Elektrotechnik, die hier hervorragende Triumphe gefeiert hat. Die durch Dampf oder Druckluft bethätigten Maschinen bedürfen zu ihrem Antrieb verhältnismäßig starker Röhren, die oft bis an das Herz des Bergwerks vorgetrieben werden müssen und den Raum beengen. In viel einfacherer Weise gelingt die Uebertragung der Elektricität mittelst dünner Drähte; ganz abgesehen davon, daß hochgespannte Dämpfe nur zu geneigt sind, die Gefahren der Unterwelt noch zu vermehren. Vor Jahrhunderten — genau wie jetzt — hat der Bergmann, um seiner Arbeit sicher zu sein und für seine Wohlfahrt Sorge tragen zu können, zwei Dingen seine höchste Aufmerksamkeit schenken müssen: den Wasser- und Luftverhältnissen im Bergwerk. Von allen Seiten strömen im Innern der Erde die Wasser zusammen, und überall tropft es von den Wänden. Ganz abgesehen von den plötzlichen Ueberraschungen, die eintreten, wenn unerwartet aus den Felsspalten Wassermengen stürzen, die etwa einem unterirdischen Bach gehören und das Bergwerk in Gefahr setzen, überschwemmt zu werden oder zu „ersaufen", wie der Bergmann sagt. Gerade in letzter Zeit ist es unsern Konstrukteuren gelungen, Pumpen zu schaffen, die gewaltige Wassermengen in kurzer Zeit auf bedeutende Höhen heben. So sind jetzt in den Bergwerken Pumpen in Thätigkeit, die ihren Antrieb durch die einfachste und sicherst wirkende Maschine der Gegenwart, den Elektromotor, erhalten, und so zehn und mehr Kubikmeter Wasser in der Minute auf Höhen von 300 Meter und höher zu Tage zu fördern vermögen. Fast allwöchentlich melden die Blätter von gewaltigen Katastrophen, durch die in den Bergwerken viele Menschenleben vernichtet worden sind. Sie haben ihren Grund darin, daß die Luft in den unterirdischen Räumen mit explosiven Gasen erfüllt ist, die durch irgend einen Zufall zur Zündung gelangen. Aber auch abgesehen von solchen Unglücksfällen, auf deren Verhütung man bedacht sein muß, ist es für die Gesundheit des Bergmanns notwendig, für verhältnismäßig frische Luft in seinen Arbeitsräumen Sorge zu tragen. Zum Teil hilft hier die Natur selbst. Durch den Wärmeunterschied außerhalb und innerhalb des Bergwerks wird ein Zug veranlaßt, durch den frische Luft zu den unterirdischen Arbeitsstätten gelangt. In der That sind sie ganz besonders für diese Thätigkeit geeignet. In sehr großen Bergwerken aber und in solchen, die erfahrungsgemäß unter gefährlichen „Wettern" leiden, muß die Kunst nachhelfen. Man bedient sich hier der Ventilatoren. Sie sorgen für eine sehr lebhafte Luftbewegung und veranlassen dadurch ein schnelleres Zufließen reiner Luft. Neben den festaufgestellten Riesenventilatoren, die stetig für frische Luft sorgen, sind übrigens auch kleinere Ventilatoren im Gebrauch, die man, je nach Wunsch, beliebig weit in die Schachte vorschieben kann, um zum Beispiel die bei Sprengschüssen auftretenden Gase möglichst schnell aufsaugen und entfernen zu können. Die Thätigkeit im Dunkeln, „unter Tage", forderte die Ingenieure geradezu heraus, an gute und praktische Beleuchtungsmittel zu denken. Trotz der großen Fortschritte auf diesem Gebiet bedient sich aber auch jetzt noch der Bergmann zumeist der alten Grubenlampe, die ihm vor fast hundert Jahren von Davy geschenkt wurde und die eine Zündung gefährlicher Gase unmöglich macht. Allein in den ganz großen, weit ausgebauten Werken ist die Beleuchtung durch die elektrischen Glühlampen durchgeführt worden, die allerdings als idealstes Mittel für die Lichtgebung in den unterirdischen Räumen betrachtet werden kann. Mit großem Eifer und bewunderungswürdigem Fleiß ist die Ausgestaltung der Maschinen in Angriff genommen worden, die einen schnellen und leichten Verkehr mit der Außenwelt zulassen und eine zweckmäßige und verhältnismäßig billige Beförderung der gewonnenen Stoffe an die Außenwelt gestatten. Es kommt darauf an, von den kleinen Nebenstrecken, wo der Häuer die Erze, Kohlen und Salze gewinnt, sie schnell nach den Hauptstrecken zu schaffen und dann die gesammelten Massen durch die Schächte zu Tage zu fördern. Dazu dienen kleinere oder größere, durch elektrische Motoren betriebene Fördermaschinen, oder wenn die Raumverhältnisse es zulassen, elektrische Lokomotiven. Es ist historisch bemerkenswert, daß die elektrischen Lokomotiven in der Praxis zuerst im Bergbau Verwendung gefunden haben. In der That sind sie ganz besonders für diese Thätigkeit geeignet. Ihr Bau ist ein gedrungener und kompendiöser, wie es die engen Schächte erfordern, und ihre Bethätigung bedroht die Luft nicht mit ungesunden Verunreinigungen. Im Gegenteil bewirkt ein mit elektrischen Lokomotiven betriebener Zug eine wohlthätige Luftbewegung, die die Ventilatoren in ihrer Arbeit unterstützt. Der Lokomotivbetrieb hat auch den Vorteil, die Erze, Kohlen und dergleichen sofort aus dem Bergwerk heraus entfernten Lagerhäusern oder direkt den Zügen zuführen zu können, die die Schätze der Erde in die weite Welt befördern. Es sind der Hauptsache nach zwei Arbeitsrichtungen, die im Bergwerk ausgeführt werden: die Herstellung neuer Strecken und die Gewinnung der Stoffe. Seit der Erfindung der Sprengmittel, vorzüglich der Schießbaumwolle, des Nitroglycerins und der Sprenggelatine vollzieht sich der „Abbau" mit Hilfe dieser Körper. Die Hauptthätigkeit des Bergmanns besteht somit in der Herstellung von Bohrlöchern zum späteren Einfügen der Sprengpatronen. Der „Bohrhäuer" ist daher der vornehmste unter den Bergleuten. Die Bohrarbeit ist am schwersten im harten Gestein. Bei solchem vermag auch der beste Häuer, z. B. bei der Gewinnung des Granits, nur etwa vier Kubikmeter in der Minute im Bohrloch zu zertrümmern. Der Meißel bethätigt sich hier in stoßender Weise. Anders vollzieht sich die Bewegung des

Handwerkszeugs im weichen Gestein, also z. B. in Salz, Kohle und Eisenerz. Hier bedient sich der Häuer eines drehenden Bohrers. Seit etwa zehn Jahren ist es gelungen, Bohrmaschinen mit elektrischem Antrieb zu bauen, die die Arbeit dem Häuer gleichsam aus der Hand nehmen und ihn zum Führer der Maschine erheben. Je nach der Art der Erze sind auch hier zwei Bohrmaschinen in Verwendung: die Stoßbohrmaschine für harte Körper und die Drehbohrmaschine für weiches Gestein. Es hat sich als vorteilhaft herausgestellt, den eigentlichen Bohrer und den elektrisch bewegten Teil von einander zu trennen. Die Bohrmaschine besitzt keine elektrischen Apparate, sondern ist nur durch eine elastische Welle mit der elektrischen Betriebsmaschine, dem Elektromotor, die sich in einem leicht transportablen Kasten befindet, verbunden. Wird der Elektromotor an die Elektricität spendende Leitung angeschlossen, dann überträgt sich seine Bewegung durch die Welle auf die Bohrmaschine. Die Geschwindigkeit der Bohrmaschinen ist verhältnismäßig sehr groß, macht doch der Motor im Durchschnitt 300 bis 350 Umdrehungen in der Minute. Nachdem die Bohrarbeit vollendet ist, werden die Sprengmittel in die Bohrlöcher eingefügt und durch den elektrischen Strom zur Zündung gebracht, die sich übrigens nicht durch einen Funken, sondern durch einen glühenden Draht vollzieht. Sind doch Funken im Eingeweide der Erde möglichst zu vermeiden. Ein großes, neueres Bergwerk mit seinen vielen Apparaten und Maschinen, von denen wir nur die wichtigsten anführen konnten, stellt einen Wunderbau dar, der Achtung vor dem Können unserer Ingenieure einflößt. Ueber all diesen Gliedern herrscht ein Wille; und alle Teile greifen gesetzmäßig ineinander.



Graf Wolff-Metternich,
der neue deutsche Botschafter in London.

Im Herrgottswinkel. Unsere alpenländischen Bauern sind ein konservatives Volk. Zähe halten sie am Althergebrachten fest, und wahren strenge die alten Sitten und Trachten der Väter. In den meisten Bauernstuben dieses kernigen Bergvolkes finden wir in einer trauten Ecke den sogenannten Herrgottswinkel, ein zumeist mit Blumen umkränztes Bild des Gekreuzigten, vor dem am Freitagabend ein Lämpchen brennt. In diesem Zimmer, das die „gute Stube" des Bauern bildet, und das mit den Bildnissen der Tiroler Helden geschmückt ist, pflegt die Bäuerin ihre Blumen; hier versammelt sich die Familie bei festlichen Anlässen, und hier empfängt der Bauer seine Gäste. Der Aelpler ist bieder, aufrichtig und sehr gottesfürchtig. Wenn der Donner in den Bergen furchtbar rollt und kracht, wenn die Lawine zerstörend niedersaust, oder Wildbäche gleich Strömen von Felsen stürzen und die Thäler überfluten, da erhebt er und die Seinen andächtig die Blicke zum Herrgottswinkel und bitten inbrünstig den Gekreuzigten um Abwendung der Gefahr. St.

Graf Wolff-Metternich. Zum Nachfolger des verstorbenen deutschen Botschafters in London, Grafen Hatzfeldt, ist Paul Graf Wolff-Metternich zur Gracht ernannt worden. Er ist 48 Jahre alt und hat seit 1882, wo er in den diplomatischen Dienst eintrat, in Wien, Paris, London, Brüssel, Kairo und Hamburg (hier als preußischer Gesandter bei den mecklenburgischen Höfen und den Hansestädten), dem deutschen Reiche wertvolle politische Dienste geleistet. Im Jahre 1900 und während der letzten Manate vertrat er den Grafen Hatzfeldt bereits in London.

ALLERLEI.

Seine Sache. Untersuchungsrichter: „Ich frage Sie nun, haben Sie den Diebstahl verübt oder nicht?" — Angeklagter: „Gar nit haben's zu frag'n — 'rauskriegen müssen's."

Das empörte Fritzchen. Mama: „Du hast gestern in der Schule Strafe bekommen, Fritz?" — Fritz: „Woher weißt Du denn das?" — Mama: „Na, von Deiner Lehrerin!" — Fritz: „Daß doch die Weiber nichts verschweigen können!"

Unzelmann, einst ein berühmter Komiker in Berlin, hatte die Gewohnheit, in seinen Rollen hier und da einige Witzworte hinzuzusetzen. Dies wurde verboten und für jeden Kontraventionsfall eine Geldstrafe festgesetzt. Einmal gab man das Schauspiel „Richard Löwenherz." In diesem Stück kommt die Prinzessin heimgeritten. Das Pferd, welches nun hier auch eine Rolle hat, war bei dem ungewohnten Anblick des Lichtes und der Umgebung etwas scheu und machte einige Seitensprünge nach dem Orchester hin. Unzelmann, der im Stücke mitwirkte, erfaßte es beim Zügel und sagte mit dem Zeigefinger drohend: „Du, Du! weißt Du nicht, daß es verboten ist, seiner Rolle etwas zuzusetzen!" Ein allgemeines Bravo belohnte das Witzwort, und Unzelmann bezahlte mit Vergnügen seine Strafe. K.

Die drei kostbarsten Bibeln der Welt befinden sich in dem British Museum in London, in der Bibliotheque Nationale in Paris und in dem Kloster Belem bei Lissabon. Die in London ist eine Handschrift, die von Alcuin und seinen Schülern geschrieben und Karl dem Großen an seinem Krönungstage im Jahre 800 überreicht wurde. In den Dreißigerjahren des vor. Jahrhunderts gehörte diese Bibel einem Privatmanne in Basel, der sie der französischen Regierung für 42 000 Francs anbot. Schließlich wurde sie für den verhältnismäßig geringen Preis von 750 Pfund Sterling verkauft. In feiner, zierlicher Schrift geschrieben, ist die Bibel überreich an prächtigen Kleinbildern und Zierleisten. Die Kapitelüberschriften, sowie der Name Jesu sind überall mit Goldbuchstaben ausgeführt. Die Pariser Bibel, erschienen 1527, war auf Befehl des Kardinals Ximenez gedruckt und dem Papst Leo X. gewidmet. Eines der drei auf Velinpapier gedruckten Exemplare wurde 1789 einem Engländer für 12 000 Francs verkauft. Dieses Exemplar wurde im Jahre 1840 Louis Philippe von Frankreich geschenkt und gelangte später an seine jetzige Stelle. Die dritte, die Belemer Bibel, die wahrscheinlich aus dem 14. Jahrhundert stammt, besteht aus neun Foliobänden und ist auf Pergament geschrieben. Von Junot 1807 geraubt, kam sie nach Paris. Madame Junot verlangte, als Portugal die Bibel zurückkaufen wollte, 150 000 Francs, Ludwig XVIII. gab sie indessen, nachdem sie mehrere Tage beim portugiesischen Gesandten in Paris ausgestellt war, als Geschenk der portugiesischen Regierung zurück.

GEMEINNÜTZIGES.

Ein billiger Dünger für Zwergobstbäume. In der in vielen Haushaltungen vorkommenden reinen Holzasche haben wir einen guten und billigen Dünger zur Fruchterzeugung. Nicht aber Torf- oder Kohlenasche, welche gegenüber Holzasche fast wertlos ist. Die Asche kann entweder zu allen Jahreszeiten auf die Erde gestreut und unterhackt werden, oder sie wird im Wasser aufgelöst, 10 bis 12 Tage stehen gelassen und dann als flüssige Düngung dem Baume verabreicht, welche Anwendungsweise auch wirksamer ist. Je nach der Größe des Baumes sind zwei bis sechs Liter Asche pro Baum zu geben, welches einigemal im Jahre wiederholt werden kann.

Bouillon aus Kaninchenfleisch ist ebenso kräftig, wohlschmeckend und nahrhaft, als die aus Rindfleisch bereitete. Das mit kaltem Wasser rein abgewaschene Kaninchenfleisch wird mit kaltem Wasser beigesetzt. Nachdem die Brühe abgeschäumt ist, thut man etwas Sellerie, Petersilie, Porree, einige Mohrrüben und Salz dazu und läßt das Fleisch bei halb zugedecktem Topfe langsam gar kochen. Die Brühe wird dann durch ein Haarsieb oder Tuch getrieben. Durch eine Zugabe von braungerösteten Zwiebeln erhält die Bouillon eine sehr schöne braune Farbe. Das ausgekochte Fleisch ist, trotzdem es einen Teil seines Nährstoffes verloren hat, noch recht gut und wohlschmeckend und kann mit wenigen Zuthaten zu allerlei schmackhaften Speisen hergerichtet werden.

Zur Bekämpfung der Diphtheritis bei Hühnern reiche man weiche und erwärmte Nahrung, gekochte Gerste, schütze die Tiere vor Nässe und Kälte. Sodann wird eine kleine, tägliche Gabe von Schmalz und Pfeffer empfohlen. Kopf, Kamm und Bartlappen bestreiche man täglich ein- bis zweimal mit Rinderfett (Rinderschmalz), ja nicht mit Schweinefett. Auch Glycerin leistet nebenbei gute Dienste. Zunge und Rachen bepinsele man täglich ein- bis zweimal mit schwacher, zwei- bis vierprozentiger Karbol- oder Salicyllösung. Als noch besser empfiehlt sich die Pinselung mit Kreolin. Eine gründliche Desinfizierung ist selbstverständlich erste Bedingung. Hierzu verwende man Kalkmilch, der Chlorkalk oder Kreolin beigemischt ist. Mit dieser Masse bestreiche man Boden, Decke, Wände und Sitzstangen im Hühnerstall.

Dreisilbige Charade.

Die beiden Ersten füllen dir das Herz,
Wenn dir das Schicksal deine Lieben raubt,
Und auch wohl noch, wenn deinen Schmerz
Die Welt schon längst vergessen glaubt;
Dann hüll' ich oft in Thränen deinen Blick,
Denkst du an das, was du verlorst, zurück.

Mein drittes schuf, um dir die Zeit zu kürzen,
Der Frohsinn und die Langeweile nur;
Doch soll es nur den Zeitgenuß dir kürzen,
So trag es nie von Leidenschaft die Spur,
Weil, wenn es bis zu dieser dich verführt,
Dein Herz oft wohl ein Raub der Ersten wird.

Mein Ganzes ist ein Spiegel der Natur.
Ich male dir des Lebens dunkle Züge,
Doch ist's, zu unserem Glücke nur
Wohl selten mehr, als eine edle Lüge,
Doch Beifall auch zollt man der Kunst, dem Schönen,
Und fremdes Mißgeschick entlockt uns Thränen.

Auflösung.

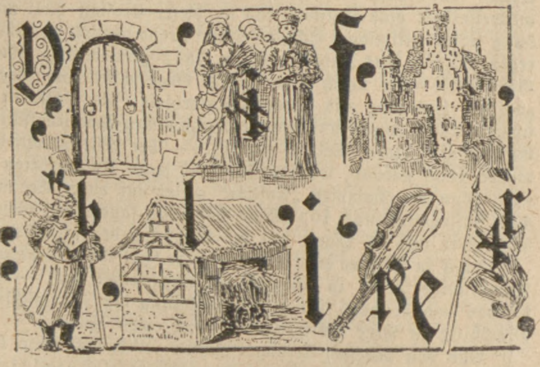
L	I	**M**	O	**G**	E	S
S	P	**A**	N	**I**	E	N
T	O	**R**	P	**E**	D	O
E	I	**B**	I	**S**	C	H
R	E	**U**	S	**S**	E	N
H	E	**R**	B	**E**	R	T
H	A	**G**	E	**N**	A	U

Diamanträtsel.

1
5 2 2
7 2 3 6 5
1 2 3 4 5 6 7
2 3 5 2 3
5 6 3
7

Setze an Stelle der Ziffern Buchstaben, dann wird in den Querreihen bezeichnet: 1) Ein Buchstabe. 2) Ein Schiffsteil. 3) Stadt in Belgien. 4) Ein afrikanisches Land. 5) Ein bibl. Mann. 6) Ein Getränk. 7) Ein Buchstabe. Die Diagonalen geben je den Name eines afrikanischen Landes.

Bilderrätsel.



Auflösung folgt in nächster Nummer.

Auflösungen aus voriger Nummer:

Des Homonyms: Fuchs (auch Schmetterling). — Des Wortspiels: Lehm—Mehl—Helm — Lahm—Mahl—Halm.

Alle Rechte vorbehalten.

Verantwortliche Redaktion von Ernst Pfeiffer, gedruckt und herausgegeben von Greiner & Pfeiffer in Stuttgart.